Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 229 (1950)

Artikel: Splitter
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375404

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Später wurden die Geißen störrisch. Sie spürten die Nähe der Heimat, sie machte die Tiere ungeduldig. Wir hatten nun ein Thema, das uns plaudern ließ, ohne allzu persönlich zu werden.

Wir waren bei der kleinen verfallenen Mühle angekommen. Emilia ging nicht weiter, sie kam mir auf einmal so störrisch vor wie ihre Tiere. Als ich sie fragend anschaute, sagte sie fast böse:

„Ma si, ich bin müde, Sie wohl auch, warum wollen wir da nicht einwenig sitzen?"

Es klang wenig überzeugend, aber ich setzte mich neben Emilia auf die Felsenstiege und tat, als wollte ich weiter nichts als ausruhen.

Dann sprach Emilia plötzlich in das Schweigen hinein, das umfangen war vom Brausen des Flusses und vom Rauschen der Wettertannen ringsum.

„Nein, keine Eredità, keine Erbschaft erwarte ich – wir sind im Val Bavona nicht an Geld und Gut gewohnt, als daß wir Jahre unseres Lebens dafür hingeben würden. An's Glück auch nicht, denn es ist selten bei uns, wo die Männer alle auswandern müssen und die Mädchen alt werden, ohne daß einer sie begehrt. Meine Mutter – sie liegt daheim im Sterben, seit Tagen schon – sie hat zehn Kinder gehabt, aber eigentlich keinen Mann. Der Vater kam nur im strengen Winter heim – das Jahr hindurch hat sich die Mutter mit den Kindern und den paar Geißen durchbringen müssen. Ich habe eine Schwester, die das gleiche Los trägt – sieben hat sie jetzt, nächstens werden es acht sein! Ob das das Glück ist, von dem sie draußen am Lago maggiore so schöne Lieder singen?

Seht, und man sollte meinen, wir würden zufrieden sein, wenn dieses Glück nicht zu uns kommt. Aber – ich muß es einmal jemandem sagen – es ist nicht so! Ich trag' doch die Sehnsucht in mir, mein Leben anders zu leben als jetzt. Cosa voletc? Immer nur die kranke Mutter jammern hören und jedes Jahr zweimal die Capre holen droben auf der Alp Robiei – Dio, das ist doch kein Leben. Polenta haben wir schon und formaggio auch, – aber die Männer, die heim kommen von draußen, die erzählen uns von jener andern Welt, daß die Mädchen in bunten Röcken gehen und daß sie froh und jung bleiben, während wir hier im Tale schon von Jugend auf schwarze, lange Gewänder tragen und Lasten schleppen, die uns krumm und unschön machen. Glaubt Ihr, daß da manchmal der Wunsch kommt, fortzugehen? Doch wir würden ja nicht passen in jene Welt – wir verstehen es nicht, buntes Tuch zu tragen, man würde uns verlachen. Aber die Sehnsucht ist dennoch da – wißt –."

Emilia schwieg. Sie zupfte mit der freien Hand ihr Kopftuch zurecht. Ich sah, sie weinte. Aber sie schämte sich – ein armes, schwaches Lächeln verzerrte ihre Züge. Sie wollte aufstehen. Da hielt ich sie sanft zurück. Irgend etwas mußte ich doch sagen – –.

„Emilia, seht, die Welt draußen ist nicht das, was Ihr glaubt, – sie enttäuscht, sie ist ungerecht. Das gute Leben ist nur ein Ersatz für den Frieden, den sie allen raubt, die in ihr Geld und Glück suchen. Glaubt mir, daß Tausende sich nach der Stille dieser Täler sehnen, daß sie hier zufrieden und froh sein könnten!"

Das alternde Mädchen machte eine müde Bewegung. Und plötzlich – ich erschrak vor der Glut, die in den sonst so stillen Augen brannte – griff sie nach meinem Arm. Schmerzhaft war ihr Druck, schmerzend die Worte, die sie stoßweise sprach:

„Versteht Ihr immer noch nicht? Soll ich nicht haben, was andere haben? Ein klein wenig Glück? Ihr wißt nicht, wie entsetzlich das ist, alt zu werden, ohne gelebt zu haben – wir haben schließlich auch ein Herz in der Brust, nicht nur Ihr, die Ihr draußen zu Locarno vom Sposo erwartet werdet. Seht, darauf warte ich, daß irgend etwas sich ereignet, daß einer der Talburschen heimkommt und mich ansieht, mir ein liebes Wort sagt. Glaubt mir, daß das weh tut, wenn man eine Schar Geschwister hat aufziehen müssen, Brüder, die später kaum mehr wissen, wo das Val Bavona liegt – und die Männer gehen alle fort und heiraten die Mädchen mit den hellen Augen von draußen? Sagt mir nicht, es sei kein Glück dort in den Städten – warum würden sie sonst alle fortbleiben?"

Ich schwieg. Eigentlich wollte ich widersprechen. Mein Schweigen paßte nicht zum Troste, den ich der Emilia vorhin gegeben hatte. Aber vor diesen funkelnden Augen, in denen die Not aller Frauen des Tales zu liegen schien, erstarb mir jedes Wort. Ich fühlte, daß da nicht nur die Emilia litt, sondern mit ihr das ganze sterbende Volk der Täler ringsum. Und ich hätte mit dem armen Mädchen weinen mögen, hätte sie umarmen wollen, um ihr zu zeigen, wie sehr ich sie verstand. Aber wir Menschen des Nordens können das nicht, nicht einmal dann, wenn wir spüren, daß nebenan ein Mensch mit seiner ganzen Seele darnach hungert.

Wir gingen dann weiter. Der Abend senkte sich kühl schattend über die herbstliche Landschaft. Mir kamen die nahen Bergwände plötzlich unheimlich vor und es graute mir vor den kleinen, elenden Hütten, die das Dörflein bildeten, das Emilias Heimat war. Mir schien, das Elend schaue aus den blinden Fenstern. Die Frauen, die uns begegneten, grüßten still und freundlich, doch in ihren welken Zügen lag die stumme Anklage gegen das Schicksal, das sie einsam machte. Nur die Kinder, die fröhlichen, schwarzen, schmutzigen Kinder von Cavergnio sprangen uns lachend entgegen. Mir taten sie wohl – vielleicht aber zerriß ihr Lachen von neuem Emilia's Seele.

„Buona notte" sagte sie einfach, nachdem ich ihre Einladung, in ihrem Häuschen zu Abend zu essen, abgelehnt hatte.

„Si, buona notte, Emilia!"

Wir hatten beide nasse Augen – aber das kommt manchmal so, wenn man Abschied nimmt. –

Splitter

Sobald ein Stern fällt und erlischt, wird er dem Menschen – Schnuppe.

*

Es gibt eine Milde des Urteils, die etwas Vernichtendes hat.

*

Mancher Mensch hat infolge seiner Abkunft schon bei der Ankunft eine Zukunft.